

Kuch die Dresdner Universitätsfrage
 am in der Sitzung der Erörterung. Präsident Dr. Vogel, der der Sitzung beizuhören, kommt sie an. Er meinte, man könne die ganze Frage mit einem Schlags lösen, wenn man sich zur Gründung einer Universität in Dresden entschliesse. Zu einer weiteren Erörterung dieser Frage kam es aber nicht. Nach der bekannten Erklärung des Kultusministers D. Beck anlässlich der Debatte in der Ersten Kammer ist die Frage überhaupt wohl abgetan.

Die Sozialdemokraten hielten ausnahmslos auf dem Standpunkte der Regierung und werden im Plenum für die Verlegung der Tierärztlichen Hochschule nach Leipzig stimmen. Schließlich einigte sich die Deputation auf einen Vortrag Dr. Föhmel, der dahin ging, die Beschulung noch auszuheben und weitere Ausbauten der Regierung einzubringen. Wesentlich Neues wird aber kaum mehr beigebracht werden. Und so kann es nach dem Verlauf der heutigen Verhandlung kaum noch zweifelhaft sein, daß sich die Deputation und auch das Plenum für die Verlegung der Tierärztlichen Hochschule nach Leipzig aussprechen werden.

Politische Uebersicht

Krankenversicherung der Privatlehrer und Lehrerinnen.

Die sächsische Regierung schreibt:
 „Bei der Durchführung der Krankenversicherung für Privatlehrer und Lehrerinnen, die in mehreren Häusern unterrichtet, ergeben sich besondere Schwierigkeiten. Die Anmeldung des Lehrers durch die auftraggebenden Eltern bei der Krankenkasse, die Verteilung des Arbeitgeberbeitrages auf die Zahlungspflichtigen, die Bestimmung der zuständigen Krankenkasse, wenn der Lehrer in einem Ort der Großstadt wohnt und in mehreren benachbarten Gemeinden Stunden gibt, diese und andere Zweifelsfragen legen das Bedürfnis nahe, nach Abhilfe zu suchen.“

Die Schwierigkeiten, die übrigens auch bei anderen Gruppen von Beschäftigten bestehen, könnten vielleicht dadurch überwunden werden, daß man die Privatlehrer und -Lehrerinnen unter dem Begriff der „unständig Beschäftigten“ bringt, für die die Reichsversicherungsordnung in den §§ 411—458 besondere Vorschriften enthält. Unabhängig ist danach eine Beschäftigung, die auf weniger als eine Woche entweder nach der Natur der Sache beschränkt zu sein pflegt oder im voraus durch den Arbeitsvertrag beschränkt ist. Die Anmeldung zur Versicherung liegt hier in der Hand des Ver sichereren. Die Arbeitgeberbeiträge zahlt die Wohn-gemeinde des Versicherten mit der Befugnis zur Umlegung auf die beteiligten Arbeitgeber.

Die Möglichkeit der Anwendung jenes Begriffes auf die Tätigkeit der in verschiedenen Häusern beschriebenen Privatlehrer und -Lehrerinnen dürfte jedoch nicht als ausgeschlossen gelten, und da auch sonst manches für die vertretene Anschauung spricht, so dürfte sich wohl der Versuch lohnen, sie zur Geltung zu bringen.“

Aus dem Wahlkreis Borna-Pegau
 wird uns geschrieben: Im Wahllokal zu Pöschitz sprach Landtagsabg. Rißhake. Rißhake am 13. d. M. über die kommende Reichstagswahl. Die etwa 200 erschienenen Wähler folgten mit Interesse seinen Ausführungen. Die Debatte gestaltete sich außerordentlich reger, da auch eine Anzahl Gegner anwesend waren. Zur den Kandidaten der Rechtsparteien traten drei Herren und für den Sozialdemokraten der preußische Landtagsabg. Hähnlich ein. Im Schlußwort ging Abg. Rißhake auf alle Einwände der Gegner ein und erzielte durch seine Schlagfertigkeit und Sachkenntnis einen großen Erfolg. — In einer von dem National-liberalen Verein in Gethain einberufenen Versammlung in Hallesche Frauendorf, die von Lehrer Schmitt geleitet wurde, sprach Landtagsabg.

Rißhake-Rußhake über die kommende Reichstagswahl. Etwa 70 Herren waren erschienen. Ein Herr trat für den bürgerlichen Gegenkandidaten auf, zwei andere, die sich zu seiner Partei bekannten, beteiligten sich gleichfalls an der Debatte, während für die Kandidatur Rißhake Kantor Strobel-Rietzsch eintrat. Das Schlußwort des Abg. Rißhake machte auf den größten Teil der Er erschienenen tiefen Eindruck. — Im Gasthof zu Eula fand am 14. Februar abends 9 Uhr eine Versammlung statt, die vom National-liberalen Verein von Borna einberufen worden war. Ihr Leiter war Kantor Strobel-Rietzsch. Die Ausführungen des Reichstagskandidaten Rißhake fanden lebhaften Beifall, besonders als er im Schluß-wort einen bürgerlichen und einen sozialdemokratischen Gegner ruhig und sachlich, aber auch schlagend widerlegte. — In Regis sprach Abg. Rißhake im Gethaischen Saal am 15. Februar in einer von etwa 200 Personen besuchten Versammlung über die kommende Reichstagswahl. Seine in allen Teilen herzlich sympathischen Ausführungen machten einen außerordentlich tiefen Eindruck auf die Er erschienenen, wie auch aus den Reden der Gegner hervorging. Für die Kandidatur Rißhake trat Herr Vitar Schmidt ein. — Der national-liberale Reichstagskandidat Rißhake sprach am 15. Februar in Ramdorn über die bevorstehende Reichstagswahl. Mit lebhafter Aufmerksamkeit folgten seinen Ausführungen, denen nur von sozialdemokratischer Seite entgegengetreten wurde.

Eine Denkschrift über deutsche Volksernährung und wirtschaftliche Kriegsbereitschaft

hat, wie man uns schreibt, Dr. J. A. Müller unter Benutzung amtlicher Quellen verfaßt. Eine gründliche Aufhebung unserer überjeitigen Handelsbeziehungen, die unsere Nahrungsmittelversorgung unterbinden würde, hält der Verfasser nach eingehenden Untersuchungen für ausgeschlossen, da überjeitige Sendungen unter neutraler Flagge (z. B. über Belgien) nach wie vor eingehen würden. Was die Untersuchungen über die Selbstversorgung unserer Grenzen im Kriegsfall und die daraus sich ergebenden Mängel an betrifft, so rät der Verfasser damit, daß eine Unterbrechung der Handelsbeziehungen zu Rußland und Frankreich unbedingt eintritt, eventuell auch zu England und dessen Kolonien, was natürlich unseren Lebensmittelhandel schwer treffen würde. Am schmerzhaftesten würde sich der Abbruch von Rußland geltend machen, da der Wert der Nettoeinfuhr aus diesem Lande 1911 984 Millionen Mark betrug (227 Millionen Brotgetreide, 300 Millionen Futtermittel, 127 Millionen Eier, 100 Millionen Geflügel). Für die Volksernährung würde dagegen ein Abschluß von Frankreich ohne Bedeutung sein, da wir von dort nur Genussmittel beziehen. Dasselbe gilt von England und den englischen Kolonien (1911 nur 60 bzw. 100 Millionen). Anders sieht es dagegen mit einer Unterbrechung unserer Handelsbeziehungen mit Liebes-ländern wie mit Argentinien und mit der Union. Hier kommt wieder die Volksernährung in Betracht (1911: 235 bzw. 164 Millionen). Dr. Müller tritt für die Beschaffung von Vorräten billigen Fleisches ein, und zwar für eiserne Vorräte von gefrorenem Fleisch, da er der Ansicht ist, daß unsere Viehzucht allein nicht imstande ist, alle Erzeugnisse zu liefern, die wir in einem Weltkriege benötigen. Als Beispiel hierfür wird angeführt, daß unsere Volksernährung in den letzten 6 Jahren an tierischen Erzeugnissen (Fleisch, Fett, Milch, Butter, Eier, Fische usw.) jährlich für etwa 700 Millionen Mark aus dem Auslande bezog. Durchschnittlich 750 Millionen sollen wir so-gar an Futtermitteln aus dem Auslande bezogen haben. Dagegen hält der Verfasser die Deckung des Brotbedarfs schon bei einer Durchschnittproduktion für möglich und auch für die Zukunft gesichert, da im Kriegsfall das gesamte inländische Getreide hier zur Herstellung von Brot Verwendung finden könnte, während es jetzt teils als Viehfutter, teils in Brauereien, Stärkefabriken und Brennereien verendet wird oder in das Ausland geht. Am günstigsten liegen die Verhältnisse beim Kartoffelkonsum. Einem jährlichen Durchschnittsverbrauch von 126 Millionen Doppelzentner steht eine Ernte von 432 Millionen gegen-

über, so daß nach Abrechnung des Kartoffelverbrauchs für Brennereien, Ausfaat usw. noch immer ein Ueberschuß von etwa 200 Millionen Doppelzentner verbleibt, der auch für die Viehfütterung verwendet werden kann. Eine Ausdehnung der Viehzucht in Deutschland ist nach Ansicht des Verfassers auch bei dem längsten Kriege nicht möglich, da im Notfall die Stomacher unserer Viehzucht zur Verfügung steht, was allerdings unsere Viehzucht ruinieren und enorm hohe Fleischpreise zur Folge haben würde.

Bund der Landwirte und Jolltarif.

Auf der Generalversammlung des Bundes der Landwirte hat der Bundespräsident Dr. Jahn den Versuch gemacht, die Tatsache abzuschwächen, daß die Bundesbesetzung im Jahre 1902 den für die deutsche Landwirtschaft so legeren wirtlichen Jolltarif verwarf und zum Scheitern bringen wollte. Dr. Jahn hat die Bundesbesetzung gegen den völlig berechtigten Vorwurf, Zurechtfinden ge-sucht zu haben, mit der Darstellung in Schutz genommen, ihre Haltung sei eine taktische Maßregel im Kampfe für die Landwirtschaft gewesen. Die Unrichtigkeit dieser Darstellung wird ein-wandfrei durch die Agitation bewiesen, die der Bund der Landwirte im Dezember 1902 gegen die für den Regierungsvorstand eintretenden Mehrheitsparteien des Reichstages entfacht hat. Welche Motive aber bei dieser Agitation maßgebend waren, geht aus einer unwiderlegbaren Urkunde hervor. Diese be-zieht aus dem Rundschreiben, das der engere Vorstand des Bundes der Landwirte (Freiherr von Wangenheim, Dr. Koelbe, Dr. Jahn) an die Ver-trauensmänner und Bezirksvorstände des Bundes gerichtet hat. Darin heißt es wörtlich:
 „Man ist im Begriff, die wichtigsten und dauernden Ziele zu opfern, die der Bund der Landwirte seit seiner Grün-dung sich gesetzt hat, je die Überhaupt zu der Gründung des Bundes einmütigen Anlaß gaben, und für die er seit zehn Jahren Arbeit, Mühe und Opfer seiner Mitglieder aufgewendet hat! Da kann es, nach unserer festen Überzeugung, nur eine Konsequenz geben: Der Bund der Landwirte muß auf ein weiteres Zusammen-gehen mit denjenigen politischen Parteien und Abgeordneten verzichten, welche seine wichtigsten Ziele durch Annahme des Antrages Kardorf preis-gaben. Es wäre richtiger, den Bund der Landwirte aufzulösen, als immer wieder sich in nutzloser Arbeit aufzureiben, nur um im entscheidenden Moment alles preiszugeben, was man erstrebt hat, weil eine gefühnte Agitation es verliert, nämlich das Ziel des Kampfes zu ver-rücken! Nicht wir, die wir gegen diesen Antrag Kardorf stimmten, lassen das deutsche Vaterland in schwerer Stunde schmachvoll im Stich, wie vor einigen Tagen die „Neuzeitung“ behauptet hat, sondern diejenigen tun es, die gegen ihre seit 10 Jahren selbst vertretene wirtschaftspolitische Überzeu-gung nun einer Regierungsvorlage zustimmen wollen, die eine dauernde Schwächung des Bauernstandes und des Mittelstandes in Stadt und Land bringen würde, und die, wenn sie auch in formeller Be-ziehung vorläufiglich wieder nur auf zehn Jahre hinaus Geltung haben soll, dennoch bei der heute schon so geschwächten wirtschaftlichen Lage des Bauernstandes auch in diesem einen Jahrzehnt das Schicksal des Bauernstandes für immer be-siegeln würde.“

Daß diese Begründung nicht taktisch, sondern durchaus ernst gemeint war, bezeugt die damalige lebhafteste Brechende zwischen bündnerischen und konserverativen Blättern, sowie der Austritt mehrerer konserverativer Abgeordneter, darunter Herr von Kardorf, aus dem Bunde. Wer aber trotzdem der Aus-sicht Dr. Jahn, die Haltung der Bundesführer sei eine taktische Maßregel im Kampfe für die Land-wirtschaft gewesen, nach eine Spur von Berechtigung zuerkennen wollte, wird sich durch das nachfolgende Zeugnis des Herrn v. Blom eines Besseren be-lehren lassen müssen. Herr v. Blom schreibt in seiner „Deutschen Politik“ u. a.:
 „Die Opposition des um die Landwirtschaftliche Sache sonst sehr verdienten Bundes der Landwirte (gegen den Jolltarif, die Red.) zeigte, wie auch bei dessen Saage durch Uebertreibungen geschadet werden

konnte. Um unerreichtbarer Vorteile willen wurde der erreichbare Nutzen auf ein Spiel gesetzt. Der ganze Jolltarif, der bestimmt war, der Landwirtschaft aus langem Koffen zu helfen, sollte verworfen werden, weil er nicht alles gab, was gefordert wurde. Man hat wohl gesagt, die Opposition des Bundes der Landwirte habe der Regierung gegenüber den Auslande sowohl als auch gegenüber den Parteien den Rücken geföhrt und dadurch zum endlichen Erfolge beigetragen. Das ist nicht richtig... Die hyperpartisanische Opposition hat damals nicht den Rücken der Regierung geföhrt, sondern die Waffen der Opposition geföhrt... Im Bundesrat hätte sich ganz sicher keine Mehrheit gefunden für eine Politik des schließlichen Bauern-Spiels, bei dem die gesamte Wirtschaftspolitik auf die eine Karte der extremen Seite gesetzt wurde. Die Saage des Regierungsvorstandes stellen das höchstwahrscheinlich, was die verbündeten Regierungen zu bewilligen bereit waren. Wäre dieser Tarif am agrarischen Widerstande gescheitert, so war nicht daran zu denken, daß ein agrarischer Einbruch worden wäre. Es hätte bei den alten Capricornen Gähnen sein können.“

Daß diese von den Bundesführern gekönnene Mäßigkeit nicht zur Wirklichkeit wurde, ist das Verdienst der Mehrheitsparteien des Reichstages, die sich weder durch die hyperpartisanische Opposition umwerfen noch durch freihändlerische Tendenzen bestimmen ließen.

Deutsches Reich.

* **Polizei-Kommunalwahlrecht für Beamte.** Die Polizeiwahl der Petitionskommission hat sich am Dienstag mit der Petition beschäftigt, die die Ver-änderung des § 48 der Reichsvereins-Städteordnung verlangt. Nach diesem Paragraphen können Mitglieder des Stadtrates und beauftragte Gemeindevorstände nicht zugleich Stadtvorordnete sein. Die Re-gierung ließ aber durch den Geheimen Finanz-rat Koch erklären, sie könne in Aussicht stellen, daß in Städten mit kommunizierter Stadtvorordnung den Gemeindevorständen sowie den Lehrern an den höheren städtischen Schulen künftig das Wahlrecht zur Stadtvorordnetenversammlung gewährt werden. Die Volkswirtschaftler würden nicht als Gemeindevorstände im Sinne der Stadtvorordnung und hätten daher schon jetzt zu Stadtvorordneten gewählt werden können.

* **Landtagskandidaturen.** Der Vorstand des National-liberalen Vereins zu Chemnitz beschloß, dem ernannten Ausschuss vorzuschlagen, für die Land-tagswahlen 1915 im 1., 2. und 4. Wahlkreis je selbständige Kandidaten aufzustellen.

* **Aus dem 10. Reichstagswahlkreis, Böhmen-Waldheim,** wird uns geschrieben: Die national-liberale Partei im 10. Reichstagswahlkreis hat in



Odoal
 Bestes Desinfektionsmittel der Welt

Preis: 1/2 Flasche 85 Pf., 1/4 Flasche (Monat) M. 1.50

Wer Odoal konsequent täglich anwendet, läßt nach unseren heutigen Kenntnissen die denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Michelangelo und die Nachwelt.

Eine Studie zum 350. Todestage des Meisters, 18. Februar.
 Von Theodor Comprecht.
 (Nachdruck verboten.)

Als Michelangelo Buonarroti am 18. Februar des Jahres 1564 verstarb, war er seinen eigenen Zeitgenossen bereits zu einer Art mythischer Gestalt geworden. Ein Patriarch von beinahe 89 Jahren, ragte er als der einzige Ueberschreiter einer langen verfunkenen großen Welt in die Gegenwart hinein. Er genoss die Ehre und Ausnahmestellung, wie kein Künstler je vor ihm; es geschah, daß er im Gespräch mit dem Papst seinen alten Jähling auf den Kopf schlug, ohne daß dieser daran Anstoß nahm, und sein Biograph Condivi durfte in einer Widmung an Papst Julius III. es wagen, den Meister geradezu mit dem Nachfolger Petri zu vergleichen; der eine sei Jünger der Schrift, der andere der bildenden Künste. „El Divino“ — der Göttliche — war der Beiname, der für Michelangelo allgemein in Uebung gekommen war; er ward als ein Gottesknecht, als der Mann der Berührung gepriesen und gefeiert, der der Leiter der Besten aus Mittel-Europa die Fruchtbarkeit zahlloser Anstrengungen der Menschheit, sich der Kunst wahrhaft zu bemächtigen, schließlich zur Erde gehend habe, „aus von so vielen Irrtümern zu erlösen“. Das kleine epigonische Künstlergeschlecht, das um ihn und neben ihm nach und nach zu Ruhm und Ansehen aufschwangen war, schloß sich ihm anständig um den Altar herum, da war keiner unter ihnen, der es nicht tief beindruckt hätte, und keiner, der ihn verabscheute. Erst mehr als ein Menschenalter nach Michelangelos Tode kam der Mann nach Rom, der seinen Kunstwillen und sein Werk aus der Kraft des Genies heraus begriff, aber sie auch mit der kometenhaften Freiheit des Genies in eine völlig neue Tonart überföhte. Das war Rubens.

Michelangelos Ruhm konnte es nicht widerfahren, daß er jemals im Kulturbewußtsein der Menschheit ganz erloschen wäre, so wie etwa Botticelli oder Grünewald oder Velasquez lange Zeit völlig in Vergessenheit gesunken sind. Er wurde niemals vergessen; die Sixtinische Kapelle, der Moses, die Mediciengraber wurden zu allen Zeiten von den reisenden Fremden als große Wunder besucht und bewundert — aber dabei hatte es denn auch sein Bemühen. Er hörte auf, den Menschen ein Lebendiges zu sein. In anderen Hölzern beteten die Künstler, anderen Sternen wandte sich der Kobold nach, an deren diesen diesen vorzüglich mit selbstvollem Geiste, umging. Das europäische Kunstgenie ging in die

Hände der Franzosen über, deren Kunstakademie die unverbrüchlichen Geleite des Akademismus ausgab. Selbst ein so origineller und bedeutender Bildhauer wie Balconet, der sich ein sehr selbständiges Kunstwerk zu wahren mußte, blühte auf das Phänomen Michelangelo mit verständnislosem Auge. Seinen Vorgesetzten — nichtigen, gefeiert wie einen Strahl, und nicht wie einen Gelehrten; das „Jüngste Gericht“ tadelte er als kalt, barbarisch trivial, ganz davon zu geschweigen, daß es ein Biograt nach Signorelli sei!

Ein Zeitgenosse Balconets war es, dem, vielleicht als dem ersten seit beinahe zwei Jahrhunderten, endlich wieder die Erkenntnis aufging, daß Michelangelo in seiner Weise mit den gewöhnlichen Maßstäben gemessen werden dürfe, daß seine außerordentliche Persönlichkeit als eine Welt für sich zu nehmen und allein aus sich zu begreifen sei. Das war ein Engländer, ein Mann von eher kühnem Temperamente und harem, gebildetem Denken, der für seine Person und in seinem Schaffen dem Typus Michelangelos so fern wie nur möglich stand. Es war Reynolds. Wenn er sein Leben lang zwischen den beiden Völkern Raffael und Michelangelo schwankt hat, so hat er sich doch zuletzt für den Florentiner entschieden, und diesem Befenntnisse auch darin Ausdruck gegeben, daß er Michelangelos Werke auf seinem Selbstbildnisse anbrachte. In der letzten Vorlesung, die er am 10. Dezember 1790 in der Königl. Akademie hielt, stimmte er einen schönen und tief empfundenen Hymnus auf den Meister an. „Ja habe“ — so sagte er — „eine andere Bahn gewählt, eine Bahn, die meinen Fähigkeiten und dem Geschmade der Zeit, in der ich lebe, mehr jährt. Aber so wenig gemessen ich mich dem Bagnis fühlte; hätte ich jetzt das Leben von neuem zu beginnen, so würde ich in die Fußstapfen dieses großen Meisters treten; den Saum seines Kleides zu fassen, den geringsten seiner Vorzüge zu erreichen, wäre Auszeichnung und Ruhm genug für einen ehrgeizigen Mann.“ Wenige Monate darauf starb Sir Joshua; der Name „Michelangelo“ war das letzte Wort, das er an der Stätte seines vierzigjährigen gloriösen Wirkens ausgesprochen hatte.

Als Reynolds Michelangelo diese feurige Huldigung darbrachte, war Goethe bereits seit mehr als zwei Jahren aus Italien heimgekehrt. Er war auf Michelangelo ganz und gar unvorbereitet, als er die Reise antrat. In der Plastik war die Antike kein Ideal, und Winckelmann, der sie ihn hätte verstehen lehren, hatte in Michelangelo eine Art plastischen Antichristen gesehen: „In der Bildhauerei“ — so sagte er — „hat die Nachahmung eines einzigen großen Mannes, des Michelangelo, die Künstler von dem Altertum und von der Grazie entfernt.“ In der Malerei aber ging Goethes Schmad weit eher auf Raffael und selbst auf die Bologneser und ihre

Nachfolger vom Schlags des gefälligen und manierten Guercino. So brach Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle wie ein Elementarereignis auf den Dichter ein. Er war von diesem Ereignis völlig erblüht. „Die innere Stille und Mächtigkeit des Meisters, seine Größe geht über allen Ausdruck; man könne sich, ohne die Sixtinische Kapelle gesehen zu haben, gar keinen Begriff davon machen, was ein Mensch vermöge. Aber den stärksten Ausdruck hat er seiner tiefempfindlichen Empfindung gegeben, indem er bekannte, selbst die Natur wollte ihm nach der Größe der Gestalten Michelangelos nicht mehr schmecken, da er sie doch nicht mit so großen Augen wie er leben konnte. Trotz aller Deutungs- und Widerlegungsvorwürfe bleibt die merkwürdige Tatsache zu Recht bestehen, daß Goethe späterhin ungeachtet dieses mächtigen Erlebnis von Michelangelo juristisch getrieben ist.“

Widern wir zurück, so sehen wir, daß Michelangelo vom 19. Jahrhundert als ein großer Mann, keineswegs aber nach als voll und tief lebendig verstanden und empfundenen Persönlichkeit übernommen wurde. Langsam, langsam, so wie ein majestätisches Berggipfel nach und nach aus den es umhüllenden Nebelschleieren hervortritt, hat der große Einsame sich der Nachwelt entzöhnet. Die deutschen Romantiker, obgleich ihr eigentlicher Geschmack nach einer andern Seite ging, begannen ihn zu ahnen. Schon Wackenroder-Lied wählte dem „Jüngsten Gericht“ eine von inniger Empfindung und Bewunderung getragene Beschreibung, und A. W. von Schlegel krönte die Bewegung, in die ihn Michelangelos Mediciengraber in Florenz verlegt hatte, in einem schönen Sonett aus. Die Föhrtung aber übernahm jetzt Frankreich, wo das romantische Kunstgenie es früher und feiner als in Deutschland lernte, die künstlerische Persönlichkeit als lebendigen Organismus zu fassen und zu verstehen und ihr Geleite allein in ihr, und nicht in einer äußerlichen Form, zu finden. Eugène Delacroix veröffentlichte 1830 seinen Aufsatz über den Meister, den man jetzt be-gonnen in der von Peter-Gröbe im Inselverlag herausgegebenen schönen deutschen Ausgabe der literarischen Werke Delacroix nachlesen kann. Der Franzose selbst hatte etwas von Michelangelosem Geiste; er verstand, daß feiner mehr als jeder Künstler, dies „wilde Genie“ den Maß der Mittel-mäßigkeit erweisen müßte; er war wohl selbst noch zu sehr im französischen Kunstdenken befangen, um nicht ein wenig verlegen zu werden angesichts seines Wagnisses an „grau“ — aber er tolerierte sich schließlich doch dahin, daß Michelangelos Werke die Empfindung des Reinsten und Höchsten in der Kunst gäben. Delacroix ist nie selbst in Italien gewesen; Haubert aber fühlte sich in der Sixtinischen Kapelle aus tiefster Ehrfurcht. Das ist Goethe, Dante, Schopenhauer in einem. Das hat überhaupt keinen

Namen; das Wort „erhaben“ erscheint hier kleinlich; also rief er in seinem Entzöhntem aus: „Und Beauclaire rief in dunklen Tönen die „große Nacht, die Todter Michelangelos“ an. In Deutschland hatte man sich damals noch nicht hinreichend von der normalen Menschheit freigesöhnt, um zu Michelangelos Persönlichkeit ein völlig unmittelbares Verhältnis zu gewinnen. Als Jakob Burckhardt 1855 zum ersten Male seinen lateinisch-geordneten „Cicerone“ in die Welt schickte, zeigte er sich von einer Art widerwilliger Bewunderung für den Meister erfüllt, gegen den er aber heftige Vorbehalte erhob. Seine Idealformen, so sagte er, können wie die ungeringen werden; das „gebärmte Angeheuer“ sei ein inneres Wesen; er ist für alle drei Künste der „Reich des Schicksals“ geworden, der den Weg ihres Verfalls geöffnet hat. Es ist nicht eine geheime, unbewußte Abneigung gegen das künstlerische Irrationale, wie es gerade in Michelangelo und seinem Schaffen am gewaltigsten zur Wirklichkeit geworden ist, das Burckhardts Verhältnis zu ihm bestimmt.

Aber schon im selben Jahre stellte Hebbel den Meister in einem kleinen Bühnenwerke als das Urbild des Künstlers dar, und nun begann die Fort-föhrtung, die geistige Welt der Nachwelt zu erschließen. Hier hat die deutsche Wissenschaft die Föhrtung übernommen. Schon Hermann Grimm eröffnete 1860 den Reigen, 1875 folgte das wissenschaftlich weit höhere Werk von Anton Springer, und die Besten der Kunst-forschung, Männer, wie Wölfflin, Justi, Thode, haben sich weiterhin um Michelangelo bemüht. Mit jedem Jahrzehnte ist sein Bild gewachsen, ist seine Persönlichkeit uns lebendiger geworden. In braucht uns heut nicht erst die Geschichte nahe zu föhren; es dünkt uns, daß er Teil unseres eigenen Geistes sei, daß er mit uns wachse und mit allen künftigen Ge-schlechtern wandeln und leben werde und müsse im Rechte. Fast ungläublich erscheint uns, daß er einmal so völlig verkannt und unterschätzt werden konnte. Doch seien wir nicht zu hochmütig und selbstbewußt, meine Freunde... fragt nur einen von jenen Neulichen, die sich künstlerisch erdreußen, und er wird euch gemächlich sagen: „Michelangelo... hm! ja, freilich...“ Aber von Verstorbenen Malerei hatte er keine Ahnung...“ Und also kann der modernste Expresionist oder Kubist oder was für ein -ist er sonst, am Ende dem alten Vorkämpfer Roger de Piles getraut die Hand reichen. Tout change, tout revient. Du aber, o Meister, der du aus der Tiefe deines Schöpferwillens heraus eine neue Menschheit geköhnt hast, in der alles Sein, Streben, Föhren und Denken, in der das Hoffen und Vermeinen, die Liebe und die Furcht anderes Armes Menschentumes ins Angeheuer erhob und das kleine Menschlein zum Uebermenschen erhob; du bleibst und lebst!